Aus schweizerischer Dichtung

Autor(en): **Frey, Adolf**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **2 (1907-1908)**

Heft 10

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-747858

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Aus ſchweizeriſcher Dichtung.

Gedichte von Adolf Frey.*)

An das Vaterland.

Du biſt das Land, wo von den Hängen
Der Freiheit Roſengarten lacht,
Und das in hundert Waffengängen
Der Ahn zur Heimat uns gemacht.

Wenn uns in fremder ſchöner Ferne
In weichen Armen wiegt das Glück,
Es treibt uns unter deine Sterne,
In deine treue Hut zurück.

Wir wollen deine Waffen ſchmieden,
Wir wollen deinen Grund beſä'n
Und ſtandhaft in der Berge Frieden
Der Schickung in das Antlitz ſehn.

Was uns an Erdengut verſinken,
An Wonnen uns entſchwinden mag,
Wir wollen deine Lüfte trinken
Bis zu des Herzens letztem Schlag.

Und ruft das Horn in rauhen Tagen,
Daß wir uns um die Fahne reihn,
Wir wollen alles für dich wagen
Und frei ſein oder nicht mehr ſein.

Einem Gott gleich . . .

Einem Gott gleich zieh ich ungebunden
Auf und nieder an den Frühlingsrainen,
Meine ungeſtümen Lieder klingen
In den Klüften und den jungen Hainen.

Flügel möcht ich Sturm und Winden leihen,
Feuer möcht ich in die Sterne tragen,
Tauſend Strudelquellen, tauſend Ströme
Möcht ich jauchzend aus den Felſen ſchlagen.

Könnt ich auf die grünen Hügelſtufen,
Wo die Pforten deines Gartens ragen,
Aus dem aufgeblühten Lenzgelände,
Alle Kelche, alle Knoſpen tragen.

*) Wir verweiſen auf die Beſprechung der zweiten Auflage von Adolf Freys Gedichten in der letzten Nummer.

Und wenn unterm Erſtlingsſternenblicke
Höhn und Tale träumeriſch verhallen,
Komm ich aus des Waldes Schattenſaale
Vor dein Tor mit allen Nachtigallen.

Einen Zaubergürtel knüpfen klingend
Dir um Haus und Seele unſre Lieder,
Und aus deinem ſtillen Fenſter blickſt du
Hold betroffen in die Lenznacht nieder.

Das Meerweib.

Aus duft'gen Schleiern lauſchend netzt die See
Den weißen Fuß der ſchlanken Waſſerfee,
Die unterm Mondſchein träumriſch liegt am Strand
Und ſchläfrig mit den Fingern ſpielt im Sand.
Sie ſtutzt — ſie hat ein Goldſtück aufgewühlt
Und blinzelt drauf, wie es die Brandung ſpült,
Vom Anhauch zarter Neugier kaum geſtreift:
Des Cäſars Ruhm und Haupt, lorbeerumreift!
Sie reibt die Stirn und ſinnt — vor grauer Zeit
Ritt er vorbei aus blut'gem Völkerſtreit,
Fortunens Buhle und Bellonas Sohn,
Vom Tubenruf umſchrien und Hörnerton,
Und mit ihm maß der harte Veteran
Im Eiſenſchritt des Sundes öde Bahn.
Gebundne Männer folgten, Troß und Raub.
Dann ſtieg und überſpann den Zug der Staub.

Ihr iſt's ein Geſtern. Läſſig aufgerafft,
Schnellt ſie das Gold mit unverblühter Kraft
Flach über den beglänzten Flutenſaum:
Es blitzt und ſpringt und ſtreift die Wogen kaum —
Es ſtürzt — es ſteigt — es ſchimmert blaß und fern
Und ſchießt zur Tiefe wie ein irrer Stern.

Das Abendmahl.

Ein milder Herbſttag lacht in meinem Gärtchen
Die letzten blauen Aſtern leiſe an
Und das Gehäng der brennenden Wildrebe,
Die meine ſchmale Laube überkleidet.
Darinnen ſitz ich mit dem Jugendfreund,
Der aus dem Alpental herniederſtieg
Und wiederum ſich zu den Höhen rüſtet,
Um endlich einmal völlig zu geſunden.
Er blickt der Zukunft freudig in das Antlitz,
Und ſeine großen Augen leuchten fiebrig.
Wir brechen Brot und klingen mit den Bechern.
Dann Kuß und Händedruck und Lebewohl.
Gelaſſen ſchreitet er durchs Abendrot.
Ein Weggenoß geſellt ſich ihm, den er
Nicht ſieht, noch ahnt, im weißen Wanderkleide,
Mit dunkeln Wimpern und geſenkter Stirn.
Der führt ihn ſeinen ſtillen, fernen Pfad.

Bergpredigt.

Das ſchrille Glöcklein ruft die Älplerſame
Zum Kirchlein. Von den ſteilen Staffeln ſtapfen
Sie durch die ungeſchlachten Nebelſchwaden
Und rutſchen in die altersbraunen Bänke,
Indes die Wolken ſich ans Türmchen hängen
Und das vermooste Schindeldach umbrauen.
Den feuchten Mantel fröſtelnd an mich ziehend,
Setz ich mich auf die ſchmale Bank des Vordachs
Und blicke auf des Friedhofs arme Kreuze,
Von deren welken Kränzen Nebel tropft.
Gemachſam hebt die dürft'ge Orgel an
Und führt den ungelenken Älplerpſalm,
Bis endlich beide zögernd ſtille ſtehn.
Jetzt löſt aus ſchleppenden Sprühnebelnetzen
Sich langſam noch ein letzter Kirchengänger
Und ſetzt, den Regenhut tief in der Stirn,
Sich auf die Leichenbahre am Gemäuer.
Der greiſe Prieſter ſpricht von niedrer Kanzel.
Er malt des Menſchenleibes Lenz und Wandel,
Heimgang und Gruft und Labſal ewigen Lebens
Und endlich ruft er laut und ſiegesfroh:
„Wo iſt dein Stachel, Tod? Wo iſt dein Schrecken?
Der Geiſt ſchwingt ſich dem Paradieſe zu,
Und erſt, nachdem du deines Amts gewaltet,
Beginnt das Leben! Deine Macht iſt nichtig!"
Der Fremdling lauſcht den Worten unbeweglich,
Die dürren Hände überm Stab verſchränkt
Und das geſenkte Haupt unmerklich ſchüttelnd.
Dann ſteht er leiſe von der Bahre auf,
Zweideutig Lächeln überm Knochenantlitz,
Und ſchwindet auf dem grauverhängten Pfade.

Liebeswald.

Im Buchwald haucht von ſehnlichem Mund
Geheimes Flüſtern und Schmachten,
Und verſtohlene Rufe gehn über den Grund,
Wo die Zweige ſchatten und nachten.

Mein Sinn war jung, meine Locke war braun,
Da drinnen bin ich gegangen,
Da drinnen hab ich die ſchlankſte der Fraun
Wohl hundertmal umfangen.

Mir zittert das Herz wie Frühlingslaub —
Dort hab ich mit ihr geſeſſen!
Mir zittert das Herz wie Frühlingslaub —
Sie hat mich verlaſſen, vergeſſen!

O Jugendglück, o Jugendſchein
In den ſäuſelnden Blättergelaſſen!
Nie wieder ſetzt ich den Fuß hinein —
Sie hat mich vergeſſen, verlaſſen!

Regenbogen.

Fahr wohl! Nun hat mein holdes Glück,
Mein ſtilles Glück ein Ende,
Heut küßt ich dir zum letztenmal
Die lieben weißen Hände.

Ich blicke noch einmal zurück
Durch deine Gartenpforte:
Du drückſt die Stirne in die Hand
Und winkſt mir ohne Worte.

Ein Regenbogen ſprüht und ſpringt
Aus ſchwarzem Wolkenſchleier
Und ſchüttet über den Garten dir
Sein ſiebenfältig Feuer.

Es blitzt und flirrt die flackernde Wand
Mit ihren ſieben Flammen,
Sie lodert zwiſchen dir und mir —
Wir können nicht mehr zuſammen!

Fahr wohl! Nun hat mein holdes Glück,
Mein ſtilles Glück ein Ende;
Heut küßt ich dir zum letztenmal
Die lieben weißen Hände!

Im März.

Des Frühſcheins zarte Röte
Kränzt Wald und Flur,
Und auf geteilter Flöte
Spielt leis Natur:
Gedämpfte Sterbeklagen
Erklingen und entſagen,
Und eng daneben
Auf hellem Rohr
Jauchzt junges Leben
Selig empor.